

# Last minute

E. Taverna

Der Titel erinnert an die Billigangebote der Reiseindustrie, an Konsum und Ausverkauf. Doch was in der alten Kartonfabrik an der Bahnlinie zu sehen ist handelt vom Sterben und vom Tod. Organisiert hat die Ausstellung in Lenzburg das Stapferhaus, und weil sie sehr gut besucht ist, wurde sie bis zum 25. Juni verlängert.

Der Zugang spiegelt die Besucher, ein erstes «memento mori», bevor ihn von beiden Seiten die schwarzen Kabinen in Empfang nehmen. Im Inneren der Kisten erzählt auf Knopfdruck eine Stimme vom beruflichen Alltag eines Spezialisten der zeitgenössischen Todesindustrie. Es sind erstaunlich viele, die vom Sterben leben: der Pfarrer, der Leichenbestatter, der Statistiker, der Kremationsangestellte, der Pathologe, die Transplantationskoordinatorin, die Leiterin vom Trauerseminar und andere. Eine Vitrine am Eingang und die verschiedenen Böden verweisen auf die Funktion: Kacheln, Bretter, Filzplatten oder ein Metallrost, eine angesengte Hüftprothese, ein mikroskopisches Präparat. Der weitere Weg durch die Land-

schaft der Endzeit hält viel Elektronik bereit: interaktive Bildschirme, Videoinstallationen und Kurzfilme. Medizin und Verwaltung erfassen lückenlos die letzten Sekunden und Minuten und regeln die Entsorgung der Leichen. Informiert wird über die Besonderheiten des Hirn- oder Herztodes, über lebensverlängernde Techniken und Organentnahmen, über Sterbebegleitung und Euthanasie. Andere Themen werden durch Stellwände und Schautafeln in der Fabrikhalle voneinander abgegrenzt.

Da schreiben Schüler über ihre Vorstellungen von einer Existenzform nach dem Hinschied, etwa «der Tod ist voller Scheisse» oder «der Mensch hat drei Leben», oder sie heften Zeichnungen und Kommentare zu Verstorbenen an die Pinnwand. Fragen aus dem Tagebuch von Max Frisch ziehen als Leuchtschrift vorbei: «wie alt möchten sie werden, wen, der tot ist, möchten sie wiedersehen?» Ein grosses Regal vereinigt Ritualgegenstände und Trauersymbole wie schwarze Ansteckknöpfe, Florbinden und Kränze. Ein PC lädt dazu ein, die eigene Todesanzeige zu verfassen, und mehrere Sargexemplare stehen zur Wahl: gut gepolstert mit Tüll und Spitzen auf italienisch, ökologisch im Presskarton oder aufwendiger im handbemalten Etui aus Edelmholz.

Es ist still an diesem Donnerstagnachmittag. Es sind vorwiegend ältere Frauen zu sehen, eine einzige Familie, eine jüngere Besucherin mit Gehstock. Weisshaarige mit Kopfhörer lauschen konzentriert Peter Nolls Diktaten, als wären sie die Sekretärinnen seines Todes oder Schülerinnen im Sprachlabor des Sterbens.

Die Ausstellung ist sachlich und informativ, sie stimmt weder traurig noch wirkt sie eklig. Die Atmosphäre ist kühl, sehr distanziert, schon fast steril. Sie spiegelt eine Gesellschaft, in der nach einem langen Leben mehr oder weniger friedlich im Bett gestorben wird. Gewalt ist die Ausnahme, und bis zum Tod dauert es statistisch lange. Das Ende ist medizinisch überwacht, und der Abgang wird effizient verwaltet. Sein Schrecken bleibt Privatsache, die Einsamkeit auch. Für das Unabwendbare und die Hinterbliebenen sind Versicherungen zuständig. Die wenigen Rituale sind Reste aus einer unverbindlich gewordenen Vergangenheit.

Doch wer sich vom Gezeigten anregen lässt, kommt dennoch nicht vergebens. Er wird zum Beispiel die ganze Absurdität eines Lebensentwurfes verspüren, der Zeit und Endlichkeit auf Geld reduziert. Vielleicht wird er sich den an der Kasse angebotenen Exkursionen anschliessen, die hierzulande den unterschiedlichen Sterbekulturen und Praktiken des Totenbrauchtums nachforschen. Oder er denkt über sein eigenes Leben nach. Falls nämlich Norbert Elias in seinem Traktat «Über die Einsamkeit des Sterbenden» recht hat, verbirgt der Tod kein Geheimnis. Er ist das Ende eines Menschen und was von ihm überlebt, ist das, was er anderen Menschen gegeben hat. Das meint wohl auch Kurt Marti in seinen «Leichenreden», wenn er als Pfarrer ein Gedicht mit der Strophe abschliesst: «liebe Gemeinde – wir befehlen zu viel – wir gehorchen zu viel – wir leben zu wenig.»

